

Roland Barthes

über das ›Ich liebe Dich‹¹

Ist das erste Geständnis einmal abgelegt, besagt ein »*Ich liebe dich*« nichts mehr; es greift lediglich auf rätselhafte Weise (so leer ist sie!) die alte Botschaft wieder auf (über die diese Worte wahrscheinlich nicht hinausgehen). Ich wiederhole sie, ungeachtet aller Angemessenheit; sie läßt die Sprache hinter sich, verflüchtigt sich, wohin?

Ich kann den Ausdruck nicht zergliedern, ohne zu lachen. Was! es gäbe also einerseits ein »ich«, andererseits ein »du« und dazwischen ein *vernünftiges* (weil lexikalisches) affektives Bindeglied? Wer spürte nicht, wie sehr eine solche Dekomposition, wenn sie auch mit der linguistischen Theorie übereinstimmt, entstellt, was doch in einer einzigen Regung hervor *gestoßen* wird? *Lieben* existiert nicht im Infinitiv (es sei denn durch einen metalinguistischen Kunstgriff): Subjekt und Objekt kommen zur gleichen Zeit zu Wort, wann immer dies Gebilde ausgesprochen wird, und *ich-liebe-dich* muß beispielsweise nach Art des Ungarischen aufgefaßt (und hier auch gelesen) werden, das, mit einem einzigen Wort, *szeretlek* sagt, so als ob das Französische, seine schöne analytische Tugend verleugnend, eine agglutinierende Sprache wäre (und um Agglutination handelt es sich hier durchaus). Die geringfügigste syntaktische Veränderung bringt diesen Komplex zum Zerfall; er steht sozusagen außerhalb der Syntax und eignet sich zu keinerlei struktureller Transformation; er kommt in nichts seinen Substituten gleich, deren Kombination dennoch den gleichen Sinn ergäbe; ich kann tagelang *ich-liebe-dich* sagen, ohne je den Übergang zum »*ich liebe ihn*« zustandezubringen: ich wehre mich dagegen, den Anderen durch eine Syntax, eine Prädikation, eine Sprache hindurchgehen zu lassen (der einzige Höhenflug des *ich-liebe-dich* ist die Anrede, die Erweiterung durch einen Vorna-

men: *Ariadne, ich liebe dich*, sagt Dionysos). [...]

Ich-liebe-dich ist kein Satz: es übermittelt keinen Sinn, hängt aber eng mit einer Grenzsituation zusammen: derjenigen, ›in der das Subjekt einer Spiegelbeziehung zum Anderen ausgesetzt ist‹. Es ist eine Holophrase (ein nicht zerlegbarer Satz). [...]

Das Wort (das Satz-Wort) hat nur in dem Augenblick Bedeutung, da ich es ausspreche; es bietet keine andere Information als seine unmittelbare Äußerung: keine Reserve, keinen Vorratsspeicher des Sinnes. Alles liegt im *hervor*: es ist eine ›Formel‹, aber diese Formel entspricht keinem Ritual; die Situationen, in denen ich *ich-liebe-dich* sage, lassen sich nicht klassifizieren: *ich-liebe-dich* ist ununterdrückbar und unvorhersehbar.

Welchem linguistischen Bereich gehört also dieses bizarre Wesen, diese Sprachfinte an, die zu sehr phrasiert, um vom Trieb, und zu sehr hervorgestoßen ist, um vom Satz herzurühren? Es ist weder ganz Aussage (keine Botschaft ist darin erstarrt, gespeichert, mumifiziert, die sich zur Zergliederung anböte) noch ganz Aussageweise (das Subjekt läßt sich vom Spiel der Partnerplätze nicht einschüchtern). Man könnte es *Proferation* (Äußerung, Aussprache, Sprechakt) nennen. Der Proferation gebührt kein wissenschaftlicher Rang: *ich-liebe-dich* fällt weder in den Zuständigkeitsbereich der Linguistik noch in den der Semio-logie. Seine Instanz (von der aus es sich aussprechen läßt) wäre eher die Musik. Ähnlich dem, was beim Gesang vor sich geht, wird in der Aussprache des *ich-liebe-dich* die Begierde weder verdrängt (wie in der Aussage) noch anerkannt (da, wo man sie nicht erwartete: wie in der Aussageweise), sondern einfach: genossen. Die Wollust wird nicht ausgesprochen; aber sie äußert sich und sagt: *ich-liebe-dich*.

¹Auszüge aus: R. Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe* (Frankfurt: Suhrkamp, 1984), 136–138.